



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pistor, Julius: Die älteste Heimatkunde Westfalens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

politik vielleicht vergeblich erstreben, hier einfache Kenntniss der tatsächlichen Verhältnisse erreichen, nämlich daß in Deutschland ausschließlich deutsche Versicherung genommen wird!



Die älteste Heimatskunde Westfalens

Von Julius Pistor



an hat vom deutschen Humanismus gesagt, er sei mit der äußern Form, in der er fast ausschließlich zum Ausdruck kam, der lateinischen Sprache, seinem ganzen Wesen nach ein Kind des klassischen Altertums und vertrete überhaupt eine undeutsche Richtung. Und doch ist nichts so einseitig und so wenig gerechtfertigt wie dieser Vorwurf. Unter den mancherlei Einwänden, die sich gegen eine solche Auffassung machen lassen, mag hier nur auf den Umstand hingewiesen werden, daß gerade der Humanismus als der Begründer einer nationalen Geschichtsschreibung in Deutschland anzusehen ist, die in den Werken eines Franz Trenicus, Jakob Wimpheling, eines Beatus Rhenanus u. a. m. ihre schönsten Blüten trieb. Aber damit sind seine nationalen Verdienste noch nicht erschöpft. Waren die Jünger des Humanismus auch von der lebhaftesten Teilnahme für die Altertümer und die Landeskunde Italiens erfüllt, so wandten sie sich, angeregt durch die wieder aufgefundenen Geschichtswerke des Tacitus, bald mit gleichem, wenn nicht mit noch größerem Eifer der Erforschung der Heimat zu. Zunächst galt es, den Spuren der römischen Eroberer auf deutschem Boden nachzugehen, die Wohnsitze der germanischen Völkerschaften zu ermitteln, die Lage der geschichtlich wichtigen Örtlichkeiten festzustellen. Aber hierbei blieb es nicht. Bald führte lebhaftes Vaterlandsliebe zur Abfassung zahlreicher Lobreden und Lobgedichte auf einzelne Städte und Länder, denen sich dann eine ganze Reihe höchst wertvoller Landesbeschreibungen angeschlossen. Mögen übrigens auch auf diese lobrednerischen Darstellungen antike Vorbilder stark eingewirkt haben, auf dem Gebiete der Landesbeschreibung, die ihrer Natur nach eine individuelle Behandlung des Gegenstandes verlangt, ist eine größere Abhängigkeit von jenen Mustern nicht erkennbar.

Diese Selbständigkeit und eigentümliche Art zeigt sich besonders stark ausgeprägt in Werner Rolewincks „Lob Westfalens“ (*De laude veteris Saxoniae, nunc Westphaliae dictae*), einer Landes- und Volkskunde aus der Zeit des Frühhumanismus, die zuerst um 1478 in Köln erschien.*) Rolewinck war selbst Westfale und stammte aus einer, wie es scheint, begüterten Meierfamilie. Geboren 1425 in Laer bei Horstmar im Münsterlande, verblieb er bis zum zwölften Lebensjahr im Elternhause und besuchte dann auswärts, vermutlich in Münster, eine Schule. Von da ging er nach Köln, wo er Ende 1443 oder Anfang 1444 als Angehöriger der juristischen Fakultät der dortigen Universität

*) Herausgegeben und übersetzt von L. Troß (Köln, 1865), an dessen wohlgefundne Übertragung ich mich in folgenden zumeist anlehne.

seine Studien begann. Nach ihrer Beendigung trat er drei Jahre später in das angesehenere Kölner Kartäuserkloster St. Barbara ein, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1502 blieb, ohne jedoch die Beziehungen zu seiner geliebten Heimat abzubrechen.

Der beste Beweis für seine Anhänglichkeit an die Heimat ist sein „Lob Westfalens“, das er den geistlichen und den weltlichen Herren, sowie allen übrigen Bewohnern des Landes widmet. Er hat, wie er schreibt, nichts besseres in die Heimat zu senden als diese bescheidne literarische Gabe, in der alles zusammengefaßt ist, was er in alten Chroniken Bemerkenswertes über Westfalen gefunden, was er selbst dort beobachtet und erlebt hat.

Das Werk besteht aus drei Büchern, von denen die beiden ersten in der Hauptsache historischen Inhalts sind; sie beschäftigen sich mit der Geschichte des Stammes von den ältesten Zeiten bis zur Bekehrung durch Karl den Großen und haben, so wertvoll sie auch für Rolevinds Freunde und Zeitgenossen sein mochten, für uns, wenn man von einigen Bemerkungen geographischer und wirtschaftsgeschichtlicher Art absieht, keinerlei Bedeutung. Um so höher ist das einzuschätzen, was das dritte Buch bietet: es enthält eine von ausgezeichnete Beobachtungs- und Darstellungsgabe zeugende, mit liebevoller Hand entworfene westfälische Volkskunde, wie sie keine andre deutsche Landschaft in jener Zeit aufweisen kann.

Obwohl der Verfasser in den Schriften der Alten gut bewandert ist und sein klassisches Picht nicht gerade unter den Scheffel stellt, trägt die Arbeit im Grunde doch einen durchaus volkstümlichen Charakter: sie soll ja eine Gabe an seine lieben Stammesgenossen sein. Die Begeisterung für sein Westfalenland führt dem wackern Manne die Feder; sie tritt auch in der schwungvollen, rhetorisch gefärbten Sprache unverkennbar zutage. Weniger angenehm für uns macht sich hier und da eine gewisse Weitschweifigkeit und ein etwas salbungsvoller Ton bemerkbar, der aber nirgends geradezu aufdringlich wird und es nie dazu kommen läßt, daß wir in dem geistlichen Herrn nicht auch den liebenswerten Menschen zu erkennen vermöchten.

Das rein Geographische wird übrigens von Rolevind nicht gebührend berücksichtigt. Er begnügt sich mit der Angabe der natürlichen und der politischen Grenzen, sowie der geistlichen und der weltlichen Herrschaften seiner Heimat, die er, nebenbei bemerkt, treffend ein Reckenland, kein Rebenland (*terra non vinifera, sed virifera*) nennt; nicht übel ist auch die Bemerkung, daß Westfalen eine annähernd kreisförmige Gestalt mit einem Durchmesser von fünf Tagereisen habe, er weiß aber die allgemeine Charakteristik von Land und Leuten nicht besser als mit den Worten des englischen Minoriten Bartholomäus von Glanvilla zu geben, der hundert Jahre vor ihm schrieb. Allerdings fügt er mancherlei wertvolle eigne Bemerkungen wirtschaftlicher Art hinzu. Während Westfalen sich nach der Darstellung des Engländers mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignet, macht Rolevind auf die kornreiche Umgegend von Münster, Soest und Paderborn aufmerksam, wo man auf Getreideeinfuhr nicht angewiesen ist und nur einige Genußmittel wie Wein und Gewürzwaren von auswärts bezieht. Von England kommen ferner hin und wieder feinere Tuche, Käse und allerlei

Hausrat ins Land. Zur Ausfuhr, die zum Teil über das Meer — wohl nach England — geht, gelangen dagegen Rindvieh und Schweine, Wolle, Wein und Weizen, Kuchholz, Metalle und Steine zu Bildhauerarbeit und zum Häuserbau, auch zur Herstellung von Mühl- und Schleifsteinen.

Allerdings gibt es auch ausgedehnte schluchtenreiche Wälder und unfruchtbare Striche genug, wo ein Raubvogel kaum seine Brut großfüttern kann; doch wohnt dort ein gesunder, kräftiger und schöner Menschenschlag, der sich durch seiner Hände Arbeit den Unterhalt verschafft und die Lebensmittel aus benachbarten Gebieten bezieht. Da überhaupt Westfalen keineswegs als ein reiches Land gelten kann — schiffbare Flüsse, besuchte Märkte, ergiebige Zollstätten fehlen ihm —, dafür aber äußerst volkreich ist, so wandern viele Einwohner aus, nicht nur nach Köln und nach andern rheinischen Orten, sondern auch nach den Niederlanden, nach Friesland, Hessen, Thüringen und Schwaben, ja nach dem fernen Preußen, nach Livland, Rußland, Skandinavien, Dänemark und England. Überall in der Welt sind also die Westfalen zerstreut: kaum eine Stadtschule gibt es, wo nicht Westfalen als Lehrer oder Schüler die Wissenschaften pflegten, kaum ein Kloster, wo man nicht westfälische Mönche anträte, kaum einen Friedhof, auf dem nicht die Gebeine von Westfalen ruhten. Nolevind selbst ist seinen Landsleuten mehrmals im Auslande begegnet; ein auf der Heimreise von einer Palästinafahrt begriffener westfälischer Edelmann stößt in Venedig auf einen reichen, angesehenen Handelsheeren, der sich bei näherem Zusehen als ein ehemaliger Leibeigner des Edelmanns herausstellt; ein Mönch von Unna ist erstaunt, auf einsamer Klippe im nordischen Meere eine von einem Westfalen aus dem Münsterlande geführte Seemannsherberge zu finden; ein frommes Mütterchen, das ebendaher stammte, trieb es hinaus nach dem fernen Jerusalem: hier wusch es den Pilgern ihre Gewänder und kehrte erst in hohem Alter in die Heimat zurück. Kurz und gut, in allen Winkeln der Welt leben Westfalen und gewinnen dort ihr Stücklein Brot und oft noch mehr als dieses.

So wird die Welt zu einer Versorgungsstätte für die überschüssige Bevölkerung des Landes. Aber es ist kein Geschenk, was hier geboten wird, es handelt sich vielmehr nur um einen Austausch zwischen Arbeitsleistung und Darbietung materieller Güter, wobei Westfalen sogar das kostbarste Gut, Menschenmaterial, hergibt. Denn der Westfale ist für die Welt unentbehrlich: „Gesezt, der Dienst und die schwere und mühselige Arbeit, die die Westfalen in der Welt verrichten, hörte auf: ich glaube, davon würden alsbald gewaltige Klagen unter den Menschen entstehen. Wie viele Klöster, in denen strenge Zucht herrscht, würden eingehen; wie viele Städte würden bei schwierigen Geschäften und Beratungen einen Rückgang verspüren und von ungewohnten Sorgen heimgesucht werden; wie mancher Prälat würde ein minder gutes Bett und Roß besteigen; wie viele Schiffe blieben im Hafen zurück; wie viele Arme und Bekümmerte würden der Almosen und des Trostes entbehren; wie viele Kirchen, Kollegien, Hospitäler, Klöster, Prälaturen bei mehreren Nationen würden auf die gewohnten Hilfeleistungen verzichten müssen! Wollte jemand sagen, wenn die Westfalen es nicht täten, würden andre statt ihrer es tun, so erwidre ich: Warum tun sie es denn jetzt nicht in ausreichendem Maße, sodaß sie die Hilfe dieser Fremdlinge missen und sie selbst ausschließen könnten?“

Die Armut ist es hauptsächlich, die den Westfalen in die Ferne treibt, denn daheim ist nicht viel zu erwerben, wie Rolevink höchst anschaulich ausführt: schon früh müssen die Kinder das Vieh auf dem Felde hüten; barfuß laufen sie auf den harten Erdschollen umher; die noch zarten Glieder decken grobe Kleider von Hanf; Schwarzbrot und dünne Suppen müssen den Hunger vertreiben. Mit dem Hausrate sieht es auch nicht besonders gut aus: Betten gibt es nicht oder doch nur solche, wo das Lager aus hartem Stroh oder Heu besteht; derbe Leinwand oder grobes Tuch dient als Bekleidungsstoff; Kessel, Topf, Napf, Löffel, Becher, Schüssel, Faß, Korb, Spind, Kiste usw. sind nur in einem Stück oder in geringer Anzahl vorhanden und dienen zu jeglichem Gebrauche: in demselben Eimer wird Wasser geholt, werden die Füße gewaschen und die Speisen zubereitet. Es wäre ein Kapitalverbrechen, wenn jemand hiervon abweiche. Schon mit dem fünften Lebensjahre fangen die Knaben an schwerere Arbeit zu tun: sie führen den Pflug, fahren Lastwagen und Kutschen, schaffen Dünger auf den Acker, kurz, sie machen sich in der elterlichen Wirtschaft nützlich, wo und wie sie können.

Ist der Knabe so weit herangewachsen, daß er das Vaterhaus verlassen kann, dann wird ihm von den Eltern der Abschied nicht allzuschwer gemacht. Im Gegensatz zu der heimischen Armut preist der Vater das Glück, das in der Ferne winkt, wo zudem die Arbeit nicht halb so hart ist wie zu Hause, und gibt ihm einige gute Lehren mit auf den Weg: „Sei redlich und fromm, treu und fest, dienstfertig und willig, fleißig und arbeitssam. Sei vorsichtig im Reden und halte die Hände rein, dann kommst du durch die ganze Welt.“ Mit dem Wunsche, er möge seine Angehörigen nicht vergessen, wenn es ihm in der Fremde wohlgehe, wird der Sohn dann entlassen.

Berwöhnt ist also der junge Westfale nicht, und er weiß sich zu helfen. Aus der nächsten Hecle schneidet er sich den Wanderstab, und ohne einen roten Pfennig in der Tasche, aber mit gutem Mut macht er sich auf den Weg, obgleich er keine Ahnung hat, wo er die erste Nacht verbringen wird. Auch sein Äußeres bekümmert ihn wenig: Gesicht und Hände sind von der Sonne verbrannt, sein Haar hängt ihm wild und struppig ins Gesicht, sein Rock ist nicht vom feinsten Stoff und neuften Schnitt, und sein Schuhwerk ist grob und mit Nägeln beschlagen; aber er denkt nicht daran, daß das anders sein könnte.

Mancher zieht so ohne Wegzehrung aber arbeitsfroh und lernbegierig hinaus, um eine Schule zu besuchen. Kommt das Frühjahr herbei, dann nehmen die Scholaren ihre Säcke auf die Schulter und bitten bei Bürgern und Bauern um Korn. Sind diese Gaben eingeheimst, dann greifen sie zu den Kiepen und wandern auf die Dörfer und Gehöfte, um Eier zu betteln. Im Frühherbst geht es auf die Felder hinaus zum Ahrenlesen. So überstehn sie des Winters Not und teilen oft noch den bedürftigen Eltern von ihren Vorräten mit. In der Regel kommen sie vorwärts, und mehr als einer dieser armen Schlucker hat es zum Prälaten mit fetter Pfründe, zum Rentmeister, Kämmerer, Bürgermeister oder Kanzler gebracht.

Aber nicht jeder eignet sich zu gelehrten Studien und macht doch sein Glück in der Welt. Schon manchem, dem das Vaterhaus nichts weiter mitgeben konnte als gesunde Knochen und ein gutes Maß von Arbeitswilligkeit, ist es

draußen gut gegangen, mag sein tölpelhaftes Wesen ihm anfangs auch manchen Verdruß bereitet haben. Kommt so ein Bauernkümmer in ein feines Haus, dann ist er die Dienstfertigkeit selbst. Er rennt, mehr willig als brauchbar, hierhin und dorthin und ist dabei so ungeschickt, daß seine Hände nicht einmal ein Gefäß mit Wasser tragen können, ohne es zu verschütten, und dabei zeigt er eine ganz ergötzliche Unbekanntschaft mit allen Gegenständen, die zu einer einigermaßen guten Lebenshaltung gehören. Eine silberne Schale hält er zur allgemeinen Heiterkeit für eine eiserne Schüssel, kostbares Pelzwerk für ein Katzenfell, und die Figur des Löwen in einem Wandgemälde scheint ihm ein langgeschwänzter Hund zu sein; soll er für den Herrn eine Bartschere holen, flugs läuft er in den Stall und bringt eine Pferdeschere; gießt er gewürzten Wein aus, so erschrickt er und meint, es sei Sand im Krüge gewesen; rasch sucht er ein leinenes Tüchlein und will die Flüssigkeit durchseihen.

Diese und tausend andre Ungeschicklichkeiten machen dem ganzen Hause, den Gästen und den Nachbarn Vergnügen. Bald aber ist der westfälische Tölpel dem Hausherrn unentbehrlich, wenn er Gäste hat, und sogar die Hausfrau, die anfangs untröstlich war über sein ungehobeltes Wesen, wird dem treuherzigen und willigen Burschen schließlich zugetan. Sie läßt ihm bessere Kleider machen; sein langes Haar wird geschnitten; sie gibt ihm gute Worte, droht und schlägt, um ihm Anstand und Lebensart beizubringen. Allmählich haben diese Bemühungen auch Erfolg, und da es der dankbare Westfale, was Treue, Eifer und Umsicht anlangt, an nichts fehlen läßt, so steigt er von Stufe zu Stufe und hat am Ende als Verwalter das ganze Hauswesen unter sich.

Ein anderer geht zum Goldschmied in die Lehre, um mit den plumpen Händen, die bisher nur grobe Landarbeit getan haben, Edelmetall und Edelsteine zu bearbeiten. Aber wieviel verkehrte Schläge donnert der Lehrling auf das geduldige Metall, wieviel Linien zieht er schief, wieviel Edelsteine beurteilt er falsch! Bald fliegt ihm des Meisters Faust auf den Rücken, die flache Hand auf die Backen; seine Finger zwicken die Ohrläppchen, raufen ihm das Haar. „Geh heim, schilt er, du dummes Vieh, du trauriger Esel, und hüte wieder die Schweine!“ In diesem Tone geht es weiter, aber der unbeholfne Westfälinger hält unerschütterlich aus und arbeitet unverdrossen Tag und Nacht, bis er die Zufriedenheit des Meisters erlangt hat. Auf diese Weise legt er den Grund zu seinem Glücke und lebt schließlich als reicher und angesehener Mann in der Fremde, während er zu Hause kaum etwas zu beißen und zu brechen gehabt hätte.

Nicht minder gut als auf den Bauernhöfen hat sich Rolevinck auf den Edelitzen Westfalens umgesehen. So sehr, wie er den ehrenwerten landsässigen Adel schätzt, so sehr bedauert er dessen wirtschaftlichen Niedergang. Von Haus aus ist dieser Stand nach Rolevincks Ansicht gar nicht schlecht gestellt: die geistliche und die weltliche Gewalt sind größtenteils in seinen Händen, auch die Mehrzahl der Meier steht in Abhängigkeit von ihm, aber schlechtes Wirtschaften und wüßtes Leben haben den Adel zurückgebracht, sodaß Bauern oft eine zehnmal größere Einnahme haben als mancher Edelmann. Dringend mahnt er darum zu anständiger Lebensführung und zu engem Zusammenschluß des Standes:

alljährlich sollen die Edelleute zur Beratung ihrer Interessen zusammenkommen, sollen Beiträge zu Standeszwecken zahlen usw. Auf der andern Seite warnt er vor Heckenreiterei. So ungern er es tut, er muß zugeben, daß der westfälische Adel keineswegs immer echt ritterliche Sitte pflegt. Denn:

Reiten und rauben, das ist keine Schande,
Das tun die Besten in dem Lande,

ist sein Wahlspruch, wogegen der geplagte Landmann erwidert:

Hängen, rädern, köpfen, stöcken ist keine Sunde;
Wäre das nicht, wir behielten nichts in dem Munde.

Diese gefährlichen Schnapphähne sind meist hoch gewachsene, kräftige und geistig aufgeweckte Leute, die auch ihren Freunden gegenüber auf Treue halten; allein die leidige Armut ist es, sagt Rolevind zur Entschuldigung seiner Landsleute, die sie zum Raube treibt. Denn ihre Äcker sind so unfruchtbar, daß sonst kein Mensch sie bebauen würde. Nicht ohne Bedauern, meint er weiter, sieht man unter ihnen schöne Junkerlein, die um geringe Nahrung und Kleidung tagtäglich Galgen und Rad entgegengehn. Ihnen gilt es als unbestreitbares Recht, den Nachbarn Fehdebriefe zu senden, und dann ist alles wohlgetan und ehrenwert, was sie verüben. Nach Blut dürsten sie nicht; großer Grundbesitz, Renten, Turniere und üppiges Leben sind ebensowenig das Ziel ihres Strebens: nur ihren Lebensunterhalt wollen sie gewinnen. So kann man denn mancherlei in ihren Behausungen finden, was anderwärts abhanden gekommen ist.

Höchst lebenswahr ist das Bild, das Rolevind von der Erziehung der jungen Strauchritter entwirft. Ihre Lehrzeit ist ein reines Märtyrertum. Aus der Wiege gerissen, werden fünfjährige Bürschchen auf große Gänse gesetzt und auf dem Sattel festgebunden. Dann sprengt man davon. Nach einem ausgedehnten, höchst anstrengenden Ritt ruhen die Erwachsenen im Bette aus, die Kinder aber werden unbarmherzig im Stalle untergebracht, wo sie sich aus dem Mist und der Jauche nicht erheben dürfen, als bis der Stallmeister kommt. Dann erscheint auch der gnädige Herr und befiehlt, daß die Kerlchen exerzieren sollen, um zu sehen, ob einmal etwas aus ihnen werden kann. Hierbei werden sie weidlich gedrickt, und Schläge und Schimpfworte fallen hageldicht. Sind sie etwas herangewachsen und kräftiger geworden, dann gibt man ihnen Schild und Schwert, Lanze und Armbrust, und bald ziehen sie, gleichsam dem Galgen geweiht, mutig ins Feld. Haben sie Glück, gut; werden sie aufgeknüpft, kräht kein Huhn und kein Hahn danach.

So sehr Rolevind auch das Treiben dieser „Märtyrer des Teufels“ mißbilligt, so ist es ihm doch ein Trost, daß sie nicht die Nachkommen uranfänglicher Westfalen, sondern zur Zeit Karls des Großen eingewanderter Franken sind. Diese haben, so meint er, ohne freilich einen stichhaltigen Grund dafür anzuführen, das Land, soweit es nicht vertragsmäßig den ansässigen Bewohnern verblieb, aufgeteilt; da aber der Grundbesitz der zahlreichen Nachkommenschaft schließlich nicht mehr genügte, auch das hörige Volk so viel Junker nicht füttern konnte, mußten diese ihre unfruchtbare Scholle mit Raub düngen. Das würde unterblieben sein, wenn ihre Voreltern im blühenden Frankenreiche geblieben

und nicht in dieses rauhe und dürre Land gekommen wären. Aus diesen Worten spricht ganz der Westfale; von seinem geistlichen Standpunkt erkennt Rolevinck aber sogleich auch die gute Seite der fränkischen Einwanderung: wären die Ahnen dieser Buschklepper nicht mit Karl dem Großen in das Land gezogen und hätten ihr Leben nicht daran gewagt, dann würde Westfalen im finstern Heidentum geblieben sein.

Gute Bemerkungen enthält Rolevincks Buch auch über den in Westfalen stark vertretenen bäuerlichen Stand der Meier, dem er seiner Geburt nach selbst angehörte, wenn auch hier wie überall die historische Seite seiner Betrachtung große Schwächen aufweist. Denn diese Meier hält er irrtümlich für die Nachkommen des alten landbürtigen Adels, der infolge bereitwilliger Annahme des Christentums auf seinen Höfen sitzen blieb, dessen edle Abkunft aber allmählich in Vergessenheit geriet. Die wirtschaftliche Lage dieser Bevölkerungsklasse hält er — ganz im Einklang mit den Ergebnissen der modernen agrarhistorischen Forschung — für durchaus zufriedenstellend, und er warnt die Bauern auf der einen Seite vor Ungenügsamkeit, auf der andern vor Überhebung. Er kennt zahlreiche Meier, die schöne Höfe besitzen, Töchter von Edelherrn heiraten, Gerichte innehaben und Renten und Dienste in ihren Bezirken genießen wie ihre Voreltern vor Einführung des Christentums. Klagen sie aber dennoch, so mögen sie, meint er, wissen, daß sie die uralten Höfe, Kämpfe, Äcker, Wäldungen und andres, was ihnen geblieben ist, einzig der christlichen Nachsicht Karls und seiner Bischöfe gegenüber ihren rebellischen Vorfahren zu verdanken haben. Mit wie wenig Grund man dem Christentum Schuld an der Verschlechterung der Lage des Meierstandes gibt, ergibt sich auch daraus, daß zahlreiche seiner Angehörigen aus der Bekanntschaft Rolevincks als Bürgermeister, Ratsherren und Richter in namhaften Städten, als Schulden, Högereven, Drostsen, Rentmeister und fürstliche Räte höchst angesehene Stellen bekleiden. Freilich sind nicht alle Bauern wirtschaftlich so gut gestellt, und auch nicht alle erfreuen sich persönlicher Freiheit, aber gegen die Berechtigung solcher Klagen weiß Rolevinck von seinem historischen Standpunkt aus Gewichtiges einzuwenden. Ein gelehrter und landkundiger Prälat hat ihm nämlich mitgeteilt, daß die Leibeigenschaft schon lange vor der fränkischen Invasion dort bestanden, und daß gerade Karl der Große die Lage der Eigenhörigen gemildert habe.

Nur ganz kurz befaßt sich Rolevinck mit dem Handwerkerstande, dem ja auch in einem ganz agrarischen Lande ohne größere Siedlungen und nennenswerten Handelsverkehr keine große Bedeutung zukommt. Im allgemeinen leben die Handwerker von der Hand in den Mund; ist ihr Verdienst einmal gut, dann vergeuden sie das Erworbene schnell und sinken bald wieder in die alte Dürftigkeit zurück.

Übrigens weiß unser Gewährsmann diesem Bilde noch zahlreiche interessante Züge hinzuzufügen. Auf dem Lande herrschen die einfachsten Verhältnisse. Hier ist der Pastor ziemlich unbeschränkter Herr in allen geistlichen, der Schulte in allen weltlichen Dingen. Hausvater und Hausmutter sorgen für Ehrbarkeit auf dem Hofe und halten Söhne und Töchter, Knechte und Mägde in strenger Zucht; wehe dem Mädchen, das Schande über die Familie

bringt! Dort herrscht auch noch Treue und Glauben: Haus, Stube, Vorratskammer, Kisten und Kasten sind in der Regel unverschlossen. Kommt hin und wieder einmal ein Diebstahl vor, so ist der Schuldige gewöhnlich kein Westfale. Doch läßt Rolevinsk durchblicken, daß im Laufe der Zeiten die alte gute Sitte langsam schwinde: nach der Mitteilung einer alten Dame, sagt er, habe man zu der Zeit von deren Großeltern weder Brief noch Siegel gekannt, und alle Rechtsgeschäfte seien auf das bloße Wort hin abgeschlossen worden.

Es wurde schon hervorgehoben, daß die geographische Seite in Rolevinsk's Schilderung Westfalens durchaus nicht zufriedenstellend ausgefallen ist; bei näherem Zusehen wird man auch finden, wie wenig seine der Volkskunde gewidmete Darstellung Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, wie manches der Forscher heute schmerzlich vermißt. Aber daraus darf man billig dem Verfasser keinen Vorwurf machen. Er will ja seinen lieben Landsleuten nur eine bescheidne Gabe darbringen, will ihnen zeigen, wie herzlich er, der Mönch in seiner fernen, einsamen Zelle, der Heimat zugetan ist, will raten, helfen und bessern. Im übrigen aber sind seine lebensvollen Ausführungen tatsächlich ein so schätzbarer Beitrag zur Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens am Ende des Mittelalters, daß man dem Verfasser des für jene Zeit in seiner Art geradezu einzigen Werkes zu lebhaftem Danke verpflichtet ist.



Zwei Emigrantengeschichten



ie Mitwelt und die Nachwelt haben den französischen Emigranten der neunziger Jahre des vorvorigen Jahrhunderts vielfach Unrecht getan. Man hat es bei der Beurteilung der Gründe, die damals so viele Franzosen bestimmt haben, ihr Vaterland zu verlassen, nicht für der Mühe wert gehalten, sich in die Lage derer zu versetzen, die mit einemmal den Umsturz alles bisher Bestandnen vor sich sahen und sich nicht überzeugen konnten, daß dieser Zusammenbruch etwas Unwiderrufliches sei. Zu weit darf man ja auch mit der Entschuldigung dieses erklärlichen Irrtums nicht gehn, und es ist gut, sich daran zu erinnern, daß aus der kurzichtigen und an dem Überlieferten hängenden Menge überlegne Geister und umsichtige Persönlichkeiten hervorragen, die, das Unrettbare der Verhältnisse erkennend, sich dem Neuentstehenden, in der Entwicklung Begriffnen mit hellem Blick und richtigem Verständnis zuwandten. Auch die Anhänglichkeit an das des Thrones beraubte Königshaus und an den feudalen, überaus verrotteten Rahmen der damaligen Gesellschaft wurde durch die Mißerfolge des Regimes in den Herzen vieler so gründlich ausgerottet, daß sie sich entweder wie Mirabeau an die Spitze der gesamten auf Neuerung ausgehenden Bewegung stellten oder ihr, wie unzählige andre, aus Gewinnsucht, Ehrgeiz oder Bequemlichkeit folgten. Daß wir der französischen Revolution geistige und soziale Errungenschaften verdanken, die keiner von uns Nachgeborenen missen möchte, steht fest; ebenso wenig kann über die Unhaltbarkeit der zum Sturz gekommenen Sitten, Anschauungen und Einrichtungen ein Zweifel herrschen. Aber den Einzelnen, der damals ohne rechten Einblick in die Verhältnisse darüber Entschließung fassen mußte, wie er sich der Revolution und deren Folgen gegenüberstellen